

allen anderen Gesamtdarstellungen zur indischen Geschichte fehlt auch hier eine angemessene Betrachtung der Geschichte der „Fürstenstaaten“, was den Eindruck entstehen läßt, Geschichte hätte nur in Britisch-Indien, nicht aber in Indisch-Indien stattgefunden.

Unübertroffen sind hingegen die Ausführungen zur europäisch-britischen Kolonialherrschaft (Kap. 6) und zum indischen Freiheitskampf bzw. der Unabhängigkeitsbewegung (Kap. 7), in denen die intime, über Jahrzehnte gewachsene Kenntnis Rothermunds zur neueren Geschichte zum Ausdruck kommt. Das schlägt sich auch im letzten, dem 8. Kapitel nieder, das der Geschichte und der Entwicklung der Indischen Republik bis in die Gegenwart gewidmet ist und dem sich einige Seiten „Ausblick“ („Perspectives“) anschließen. Daß die Geschichte Pakistans und Bangladeshs nicht bzw. nur insofern berücksichtigt wird, als sie die Geschichte der Indischen Republik betrifft, ist zwar bedauerlich, hätte aber, wie die Autoren betonen, den Umfang des Bandes bei weitem gesprengt. Hierfür ist, auch das wird einleitend angekündigt, der wirtschaftlichen Entwicklung mehr Platz eingeräumt worden. Der Qualität des gesamten Buches tut dieses Defizit indes keinen Abbruch.

Sollte der Eindruck entstanden sein, es handle sich hier um eine grundlegende Kritik an „A History of India“, so täuscht dies, denn nach wie vor muß sie zu einem der grundlegenden Werke der Historiographie zu Indien gerechnet werden, das durch systematische, darstellerische und sprachliche Klarheit überzeugt und in keinem Bücherschrank Indieninteressierter fehlen sollte. Zudem ist schon mit der deutschen

Erstausgabe etwas gelungen, was auf dem für ein solch ambitioniertes Werk knappen Seitenumfang kaum zu leisten ist, nämlich eine gut lesbare Einführung in die Geschichte Indiens zu geben, die zugleich das Interesse nach mehr Beschäftigung mit dem Land und seinen Leuten und eben seiner höchst spannenden Geschichte weckt.

Michael Mann

Gottfried Schramm: Fünf Wegscheiden der Weltgeschichte. Ein Vergleich. Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2004, 392 S.

Man muß schon tief Luft holen, stürzt man sich in das intellektuelle Abenteuer, in „drei bis vier A4-Seiten“ (so die redaktionelle Vorgabe) einen „großen Essay“ (S. 43) über ein gewaltiges Stück Weltgeschichte angemessen zu würdigen: „Fünf Wegscheiden“ in über 3000 Jahren – Anfänge des Judentums, Christentums, der Reformation, der USA, der russischen Revolutionäre im späten 19. Jh.. Wen „kühne These“ (S. 31) und „kühnes Wagnis“ erschreckt (S. 45), kann sich mit der umfangreichen und originellen Einleitung („Vorangestellt: das Ergebnis“, S. 11-41) beruhigen: Zehn „Gemeinsamkeiten“ mit neun „Erläuterungen“ und Erklärung einiger zentralen Begriffe sowie des Lebens- und Lernprozesses, der zum atemberaubenden Gang durch das Labyrinth „abendländische(r)“ (S. 36), d.h. mediterran-westlicher Weltgeschichte führte, stiften, um „stracks mit der Tür ins Haus zu fallen“, hilfreiche „Orientierung“, den „inhaltlichen Zusammenhang zwischen weit auseinanderliegenden Situationen“ (S. 31-36). Als sich der lebenslängliche evangelii-

sche Christ, Demokrat und Osteuropahistoriker einen Reim auf den Zusammenbruch des Sowjetsystems 1989/91 machen wollte, stieß er, ausgehend von miterlebter Zeitgeschichte, im welthistorischen Krebsgang rückwärts auf so viele Parallelen und Unterschiede, daß sie sich von selbst zum rettenden Ariadnefaden zusammenspannen, den er, nun umgekehrt in „richtiger Chronologie“, abspult und zu einer dichten Textur verwebt:

„Bedeutende Kulturen, ... zugleich Überzeugungsgemeinschaften“, erlebten eine innere Spaltung, wenn sich eine sie erneuernde Reformbewegung absonderte, während die alte Ordnung (Polytheismus, Judentum, Katholizismus, englisches Königtum, westliche Demokratie, Kapitalismus) weiterexistierte, aber verändert durch äußerlich abgewiesene Reformimpulse. Die entscheidende „Prägephase“ währte nur rund 20 Jahre. „Die neue Überzeugungsgemeinschaft besaß ... ein egalitäres Ethos und Pathos“, mithin Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, die sie „zu missionarischen Bewegungen“ machte. Die Umbrüche vollzogen sich „gerade nicht im Kern- und Altland der jeweiligen Kultur, sondern an ihrer Peripherie ..., in Randzonen mit geringerer Kulturdichte“ und geringem Widerstand gegen die Erneuerungen, in fruchtbarer Spannung zwischen „Altland“ und „Neuland“ (auch: „Vorland“, „Vorgelände“) – Midian-Altägypten, Galiläa-Jerusalem, Kursachsen-Rom, die englischen Kolonien an der Ostküste Nordamerikas-London, Rußland-lateinischer Westen. Reformierende bzw. revolutionäre „Durchbrüche ... spiegeln ... die Gesundheit und Vielfalt der Kultur wider, aus der sie hervorgegangen sind“, kei-

neswegs Dekadenz oder Verfall. „Die Bahnbrecher“ agierten „meist im Alter zwischen dreißig und vierzig“, setzten „an einem Archimedischen Punkt an“, wirkten im „freien Nebeneinander von autonomen Zellen“, ohne eigentliche Zentrale, fanden aber zu „neuen freiwilligen Überzeugungsgemeinschaften“. „Noch in der Prägephase“ artikulierten sich die „meisten Bewegungen“ in „normativen Wortlauten“, Rußlands Revolutionäre ausgenommen (S. 13-30).

Durchgängig ist der Anspruch, daß die je neue „Ordnung ... sich als die einzige wahre betrachtete ... und das Gegenüber als im Kern falsch und verwerflich abtat“ (S. 32) – zuerst auf dem weiten Feld der Religion, seit der „Demokratie in Amerika“ (Tocqueville) übertragen auf das politische, durch „Verpflanzung eines geistlichen Wahrheitsanspruchs auf den weltlichen Bereich“ (S. 34). Vom „monotheistischen Strang“ der „ersten vier Umbrüche ... lösten sich die revolutionären Russen mit einem Bekenntnis zum Atheismus“: Im „Fanatismus ihrer Antireligion standen sie hinter keiner religiösen Rechthaberei der Vergangenheit zurück.“ (S. 35). „Die Linie der unbedingten Rechthaberei“ (S. 221), mit Intoleranz und „Scheidung von *wahr* und *falsch*, die sich leicht in *gut* und *böse* vergrößerte“ (S. 275), als logischen Folgen, zieht Schramm durch seine ganze Weltgeschichte, gerät aber in Fallstricke der „neuen Unübersichtlichkeit“ (Habermas): Zur Distanzierung von der „Unduldsamkeit des Fundamentalismus“ (S. 361) beruft er sich auf Habermas (S. 36, 361), der sich selbst bekennender Atheist, im „Historikerstreit“ als „demokratischer“ Fundamentalist enttarnte, da er sich an sei-

ne eigenen schönsten Lehren nicht hielt.

Hier nur summarisch vorgestellte Leitmotive führt der Autor in fünf Sätzen durch, in Kombination notwendiger „Erzählung“ und Erklärung der historischen Modellfälle, gestützt auf stupende Gelehrsamkeit und ausgedehnte Literatur, zusammengehalten durch die ohnehin schon resümierende Einleitung. Sie ist so materialreich dicht, daß man sie, nach dem chronologischen Durchgang, am besten noch einmal liest, nun bereichert durch vorausgegangene historische Aufklärungen. Dort verklammert der Autor sein scheinbar weithergeholtes Modell „Wegscheiden“ durch interne Vergleiche einzelner Aspekte, auf die es gerade ankommt – „Brückenschläge“ (S. 47) zu allen oder einigen „Umbrüchen“.

Sein Verständnis der Mose-Reform als Nachwirkung der Echnaton-Revolution im Neuen Reich Alt-Ägyptens, im Dämmerlicht zwischen mythisch überliefertem Glauben und anhebender schriftlich artikulierter bekannter Vergangenheit, zehrte bisher nur von intuitiven Geniestreichen begnadeter Nicht-Historiker (Sigmund Freud, Thomas Mann). Jüngst lieferte jedoch der Ägyptologe Jan Assmann („Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur“, Darmstadt 1998) eine solide historische Fundierung, dem Osteuropahistoriker das i-Tüpfelchen seiner zeitlich rückwärtschreitenden Suche nach strukturge-schichtlichen Erklärungen des Sowjet-Debakels – über drei Jahrtausende hinweg.

In die Einheit geistlicher und weltlicher Macht, idealtypisch symbolisiert von der Doppel-Pyramide im theokra-

tisch-autokratischen Modell, trieb das Judentum mit seinem „unmythischen, unmagischen Monotheismus“ (S. 140) erste Keile – erste „Einheit von Religion, Ethos und“ Ethnos („ethnischer Zusammengehörigkeit“, S. 141), auch erste Egalisierung durch Nivellierung von Bergen und Tälern. Aber 613 Gebote und Verbote des mosaischen Gesetzes, um das „Volk Gottes von allzu engen Kontakten mit den Heiden abzuhalten“ (S. 140f.), blockierten die schon angelegte universale Reichweite des Weltengottes Jahwe. Erst die Wendung des Jesus von Nazareth aus dem randständigen „Neuland“ Galiläa gegen wortwörtliche Gesetzestreue und monopolistische Tempelaristokratie in Jerusalem, seine Hinwendung zu „Unreinen“ (Zöllnern, „Sündern“, Samaritanern, „Heiden“ = griechisch kulturell Geprägten) setzten jene Missions-Dynamik frei, die sich in der Weltkirche institutionalisierte, noch militant-kriegerischer im Islam, der arabisch-tribale mit jüdischen und christlichen Elementen vereinte.

Die Luther-Reformation brach im kleinen Kursachsen durch, östlich der Elbe-Saale-Böhmerwald-Linie, Ostgrenze des Karolingerreiches um 800, die erst von der deutschen Ostkolonisation ab 1134/37 dauerhaft überschritten wurde. Die Weltwirkung der Reformation schwächte das theokratisch-autokratische Modell, obwohl es sich im katholischen Süden behauptete, vom lutherischen Kirchenregiment des Landesfürsten als „*Summus episcopus*“ formal fortgesetzt.

Die Amerikanische Revolution der First Nation wurde „Säkularisierung der Reformation in ihrer englisch-puritanischen Umformung“ (S. 34), noch vor der Französischen Revolution

1789: Die Überzeugungsgemeinschaft USA verfügte erstmals die Trennung von Religion und Staat, behielt aber das Christentum in konfessioneller Vielfalt als Bindemittel – „*religio vinculum societatis*“ (S. 264), mit dem missionarischen Anspruch, Demokratie in die ganze Welt zu tragen.

Als radikalisierte Fortsetzung der Französischen Revolution bereitete die „Prägephase“ von 1860-1880 die Revolution im autokratischen Rußland vor, dort hart bedrängt von der zarischen Polizei, aber frei im westeuropäischen Exil, vor allem in der Schweiz, nun mit einem bekennenden Atheismus, vor dem selbst die Jakobiner noch zurückgeschreckt waren. Die russischen Revolutionäre, bis zu den 1917 siegreichen Bolschewiki, waren radikale „*Neuerer* statt *Erneuerer*“ (S. 390), wollten nicht mehr erprobte Strukturen reformierend weiterentwickeln, sondern alles zerstören. Trotz punktuellen Übereinstimmungen mit früheren Bewegungen und Überzeugungsgemeinschaften – u. a. Durchbruch im „Neuland“, autonome Zellen ohne Zentrale in der Prägephase, „eschatologische Überzeugungen“ (S. 369), Alterskohorte der 30-40 Jährigen – wurden sie samt Sowjetunion und Imperium Sovieticum Antimaterie ihrer Vorgänger, „*Zerrbild* oder *Karikatur* jener Art von *Erneuerung*, in der die vorausgegangenen Paradigmenwechsel übereinstimmen“ (S. 48): Sie setzten von vornherein nur auf Gewalt (S. 387, 390), ohne „normative Texte und ... sauber umrissenes Gedankensystem“ (S. 385).

Einige Kategorien Schramms lassen sich fruchtbar verallgemeinern: Seine Altland-Neuland-Relation fügt sich in die Beobachtung, daß die meisten neu-

en Macht- und Zivilisationszentren am Rande älterer entstanden, als deren vorgeschobene Militär- und Siedlungsgrenze oder als Randkultur, die sie aber oft früher oder später übernahmen, freundlich oder feindlich. An ihrem Aufstieg läßt sich ablesen, daß die Wirkung von Macht und Zivilisation mit der Entfernung abnimmt, idealtypisch gefaßt im Quadrat der Entfernung, weshalb die englischen Kolonien jenseits des Atlantik von Anfang an Autonomie genossen, schon wegen der 3000 Meilen oder „zwei Segelmonate“ Distanz (S. 229) zum Mutterland. Die „Riesenräume“ (S. 348f.) der USA wie Rußlands zur Entwicklung (und Verteidigung) sowie „Fortschritt“, „Rückständigkeit“ und „Modernisierung“ passen zur Quantität-Qualität-Relation des Aristoteles in seiner „Politik“ für die Definition der Macht eines Staates: „Quantität“ = Größe der Bevölkerung und des Territoriums; „Qualität“ = „Freiheit“ (modern: Rechts- und Verfassungsstaatlichkeit), „Adel“ (= Funktionseelite), Wohlstand, Bildung.

So bewunderungswürdig *Schramms* großer Wurf *inhaltlich* ist, so sehr schleicht sich bei fortschreitender Lektüre Unbehagen an der *sprachlich-stilistischen* Bewältigung des gewaltigen Stoffes ein: Die Ersetzung des ohnehin bei uns bedrohten Genitivs durch das ungelenke „von“ + Dativ (Z. B. Athen, „Schule von Griechenland“, statt, wie später richtig, „Schule Griechenlands“ (S. 33), was Schopenhauer schon vor 150 Jahren zu Recht monierte; zu Klischees erstarrte Wiederholungen („Spur“, „kraß“, „brachte auf den Punkt“, „anzugreifen“, „verankert“), das unnötig dramatisierend-aufblühende in eine vergangene Zukunft weisende „sollte“ + Verb (Dutzende Male), das

betulich gespreizte „Ja,“ am Anfang, „ja“ in der Mitte eines Satzes (Hunderte Mal), weniger häufig das konträre „Nein,“; „Gott sei Dank“ (S. 252, 295) und „leider“ (S. 344); unnötige Regieanweisungen („Mir will scheinen“, „Wie wir uns erinnern“, „Wir erinnern uns“, „wie wir sahen“), gelegentlich inhaltsarme Allerweltsverben („führte zu“, „kam zu“, „darstellte“); schleppende und überflüssige, weil leicht in dynamische Aktiva umzuwandelnde, Passivkonstruktionen – alles das und manches mehr mindert die Leselust, lenkt auf Dauer vom großartigen Inhalt ab, ließe sich in einer hoffentlich zweiten Auflage zur bekömmlicheren Lektüre verbessern.

Immanuel Geiss

Marie-Luise Recker (Hrsg.): Parlamentarismus in Europa. Deutschland, England und Frankreich im Vergleich (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 60), Oldenbourg Verlag, München 2004, 232 S.

Der vergleichende Blick auf den westeuropäischen Parlamentarismus ist so alt wie das parlamentarische System selbst.¹ Er behält aber auch eine bemerkenswert ungebrochene Attraktivität nicht nur in der Geschichts-, sondern bis weit in die europäischen Sozialwissenschaften hinein, die z.B. vor dem Hintergrund einer aufwendigen Empirie die Geschichte des europäischen Parlamentarismus seit 1848 als Geschichte zunehmend inklusiver parlamentarischer Rekrutierungsverfahren in den einzelnen europäischen Staaten aufrollen.² Der anzuzeigende Sammelband, Produkt eines Kolloquiums im

Historischen Kolleg von 2002, gehört in diesen doppelten Kontext. Daß er über die – freilich durchaus hell-sichtigen – zeitgenössischen Analysen aus dem 19. Jh. weit hinausreicht, durfte allemal erwartet werden. Daß er auf einem von geschichts- wie politikwissenschaftlichen Forschungsbeiträgen immer dichter besetzten Feld zum Thema noch einmal interdisziplinäre Akzente setzt, zeichnet ihn besonders aus.

In einer Serie von zehn Beiträgen deckt der Band pointillistisch den breiten Beobachtungszeitraum von über einem Jahrhundert zwischen 1871 und den 1990er Jahren ab, und stellt die historischen Spielarten des Parlamentarismus im Deutschen Kaiserreich, der Weimarer Republik, der Bundesrepublik und der DDR sowie im Frankreich der späten III., knapp auch der IV. und besonders der V. Republik sowie zuletzt im Großbritannien seit den sechziger Jahren vor. Am einlässlichsten verlegt sich der Band fast in der gesamten ersten Hälfte auf den deutschen Parlamentarismus im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Der interdisziplinäre Anspruch des Bandes wird dabei durchaus akribisch umgesetzt, indem die Beiträge exakt hälftig aus der Feder von Historikern und Politikwissenschaftlern stammen, in jedem Falle ausgewiesene Experten auf dem Themengebiet ihrer jeweiligen Beiträge.

Gleich zu Beginn löst *Andreas Biefang* den Anspruch des Sammelbandes ein, neuere Forschungsimpulse abzubilden, indem er für den Parlamentarismus im Deutschen Kaiserreich während der Bismarckzeit nicht primär Kompetenz- und Institutionenarrangements, sondern eine „politischen Kul-